

Leseprobe aus:

**Walter Jens, Inge Jens**

## **Katias Mutter**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

## Vorbemerkung

Warum nach *Frau Thomas Mann* nun noch ein Buch über *Katias Mutter*? Genügt die Biographie über die Tochter nicht, um die Neugier nach dem Leben im Hause Mann zu befriedigen? Wir meinen: nein. Denn obwohl die engere Familie des Zauberers diesmal durchaus nicht im Zentrum steht, bereichert die bunte, widersprüchliche und facettenreiche Geschichte der Hedwig Pringsheim das Epos dieser Jahrhundertfamilie – und spiegelt zugleich ein ganz eigenständiges, ganz unverwechselbares und doch sehr zeittypisches Schicksal.

Man stelle sich vor: Ein Mädchen aus kulturell ambitioniertem, aber durch materielle Güter nicht eben gesegnetem Hause heiratet einen millionenschweren Privatdozenten der Mathematik; eine einstige Aktrice residiert in München als umschwärmte Frau von Welt, ein lebenslustiger dickbezopfter Backfisch emanzipiert sich zu einer berückenden, anmutigen und kapriziösen

Schönheit; die leidenschaftliche Rezitatorin entwickelt sich – gefördert von ihrer Mutter, der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm – zur exzellenten Stilistin, die mit den ersten Federn ihres Jahrhunderts von Gleich zu Gleich verkehrt. Politiker und Literaten, Musiker und Maler, Schauspieler und Bankiers bilden eine Zierde ihres berühmten Teetischs.

Mit Mann und Kindern radelt sie durch Europa und fährt allein nach Argentinien, als der Vater ihren Lieblingssohn dorthin verbannt. Gemeinsam mit diesem Vater besucht sie die kulturellen Attraktionen der Metropolen und die Brennpunkte internationaler Geselligkeit in Bayreuth, Wien, Konstantinopel oder Sils Maria. Sie parliert in mindestens vier Sprachen und ist eine gesuchte Gastgeberin. Aber ihre größte Begabung ist das Briefeschreiben. Ihre witzig-präzisen, je nach Stimmung und Weltlage elegisch-anrührenden oder süffisant-gegenläufigen Charakterisierungen von Menschen und Konstellationen stellen nicht selten sogar die Schreibkünste ihres «Schwiegertommy» in den Schatten.

Hedwig Pringsheim war Schauspielerin gewesen – wie ihr Freund und großes Vorbild Maxi-

milian Harden, dem sie, nachdem er in die Publizistik gewechselt und Herausgeber der *Zukunft* geworden war und ihre eigenen Kinder das Elternhaus verlassen hatten, hunderte von leidenschaftlichen, klugen, besonnenen und schwärmerischen Briefen schrieb – unbekümmert um die Prominenz des Freundes, der bereits in ihrem Elternhaus ein und aus gegangen und im ersten Dezennium des neuen Jahrhunderts – nach weltweitem Urteil – der neben Kaiser Wilhelm II. berühmteste Deutsche war.

Und bei alldem blieb sie rücksichtsvoll und zeigte Empathie für die Bedrängnisse und Sorgen ihrer Mitmenschen. Sie bemühte sich um Großzügigkeit und Toleranz und zeigte sich nachsichtig, ja verständnisvoll gegenüber den Eskapaden ihres Mannes, dem sie sich gleichberechtigt fühlte, obwohl es sein Reichtum war, der ihr den Rahmen bot, in dem sie ihre Talente entfalten konnte.

Und am Ende? Nun, selbst die Nationalsozialisten konnten ihr nichts von ihrer Würde nehmen. Aber sie konnten sie demütigen und schikanieren. Systematisch schränkten sie den Lebensraum der Jüdin ein, die sich zeitlebens nicht als Jüdin gefühlt hatte und der man jetzt eine Identi-

tät aufzwang, die ihr fremd bleiben musste. Zweimal wurden die Pringsheims aus ihrem Domizil gejagt, und vor dem Lager rettete sie allein das Interesse einiger hoher und höchster Bonzen für die berühmte Majolika-Sammlung, die sie als Pfand für eine Ausreisebewilligung in die Schweiz einsetzen konnten. Doch ohne die Hilfe eines SS-Führers, der die in letzter Minute vertragswidrig verweigerten Pässe in Berlin einforderte und nach München brachte, hätten sie Deutschland nicht mehr verlassen können. So aber stand nicht Auschwitz, sondern Zürich am Ende des Lebens von Hedwig und Alfred Pringsheim.

Merkwürdigkeiten, Zufälle und Widersprüche, wohin man immer blickt bei der Betrachtung dieses Lebens: große Aufschwünge, jähe, aber souverän und mit Glück abgefangene Abstürze. Schritt für Schritt, Station für Station gilt es, in der vorliegenden Geschichte einen Weg abzumessen, der nicht zuletzt stellvertretend für Glanz und Elend des deutsch-jüdischen Großbürgertums steht.

Uns ist diese Frau ans Herz gewachsen, und wir versuchen sie zu ehren, indem wir so viel wie möglich zitieren aus den Zeugnissen, die sich –

allen Schikanen des NS-Regimes zum Trotz – von dieser Schauspielerin, Publizistin, politisch wach-samen Frau, Familienmutter, Weltreisenden und Epistolographin erhalten haben.

Tübingen, 8. Mai 2005     Inge und Walter Jens

PS: Die ausgelassenen Dehnungs-h gehören zu Hedwig Pringsheims orthographischen Eigenarten. Sie wurden um der Authentizität willen nicht korrigiert.



## KAPITEL I

### Im Hause Dohm

Es war mit Sicherheit eine der interessantesten – man könnte auch sagen: kuriosesten – Familien der preußischen Metropole, in die Hedwig Pringsheim am 13. Juli 1855 hineingeboren wurde. Ihr Vater, Ernst Dohm, Spross einer armen jüdischen Familie, war bereits als Kind getauft und von einer frommen Mutter sowie einer pietistischen Gönnerin zum Theologen bestimmt worden. Nach erfolgreich absolvierten Examenspredigten hatte er jedoch Talar und Beffchen an den Nagel gehängt und sich als Hauslehrer und Übersetzer durchgeschlagen, ehe er 1848 mit der Gründung der politisch-satirischen Zeitschrift *Kladderadatsch* endgültig ins literarisch-journalistische Genre wechselte. Sein profundes Wissen, sein ebenso stil- wie treffsicherer Witz und seine unterhaltlichen Fähigkeiten sowie eine offenbar beachtliche poetische Begabung ver-

halfen ihm schnell zu Ansehen und Beliebtheit.

Auch Hedwigs Mutter, deren Vornamen das Neugeborene erhielt, hatte in ihrer Ehe begonnen, sich als Schriftstellerin zu profilieren. Sie schrieb Novellen, Dramen und Gedichte, später auch Romane. Vor allem aber zog sie in öffentlichen Stellungnahmen und Essays gegen die These von der angeblich naturgegebenen Ungleichheit von Männern und Frauen zu Felde und wurde in den späten sechziger und siebziger Jahren, nachdem sie vier Kinder großgezogen hatte, zu einer der bekanntesten Kämpferinnen für die Zulassung der Frau zu allen berufsqualifizierenden Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten.

«Kämpferin»? Zumindest Hedwig, die älteste ihrer vier Töchter, sah die Mutter anders: «Schön war sie und reizend; klein und zierlich von Gestalt, mit großen, grünlich-braunen Augen und schwarzen Haaren, die sie auf Jugendbildnissen noch in schlichten Scheiteln aufgesteckt trug, später aber abgeschnitten hatte, und die dann halblang und gewellt ihr wunderbares Gesicht umrahmten. Zart war sie, schüchtern, empfindsam, ängstlich. Wer sie nur aus ihren Kampfschriften

kannte und ein Mannweib zu finden erwartete, wollte seinen Augen nicht trauen, wenn ihm das holde, liebliche und zaghafte kleine Wesen entgegentrat. Aber ein Gott hat ihr gegeben, zu sagen, was sie gelitten, was sie in Zukunft ihren Geschlechts-Schwestern ersparen wollte.»

Der Roman *Schicksal einer Seele* vom Beginn des neuen Jahrhunderts oder die noch ein Dezenium später entstandenen *Erinnerungen einer alten Berliner* zeigen, dass Hedwig Dohms Einsatz für ihre Geschlechtsgenossinnen seine Wurzeln in den Leiden ihrer eigenen traurigen und glücklosen Kindheit hatte.

Zwischen einem «indolenten» Vater und einer Mutter «von unbeschreiblicher Verständnislosigkeit und engherziger Borniertheit» war sie im Kreis von ursprünglich 18 Geschwistern aufgewachsen, von denen acht Buben und acht Mädchen überlebten. Dem stets in seiner Fabrik beschäftigten Vater fehlten offenbar Zeit und Bildung, um die Bedürfnisse der sensiblen Tochter wahrzunehmen. Zwar sei er, wie Hedwig Dohm später betonte, künstlerisch nicht unbegabt gewesen, habe aber sein «erstaunliches» Zeichentalent, den milieuspezifischen Vorurteilen der

Zeit folgend, nicht ausbilden dürfen. Auch seine Schulzeit sei auf das Minimum reduziert gewesen: «Mit vierzehn Jahren saß er bereits im Kontor der väterlichen Fabrik»: «ein stiller ergebener Herr», ein «Sonntagsvater», der seinen Kindern, wie die Tochter betont, niemals «einen Schlag gegeben» habe. Und doch: «Wir wußten nichts von ihm, er wußte nichts von uns.» – Als Kaufmann aber muss er erfolgreich gewesen sein, und dass er seine Braut erst nach der Geburt des zehnten Kindes heiratete, hatte mit Sicherheit keine ökonomischen Gründe.

In den Augen der Tochter wurde das Leben der Kinder ausschließlich durch die Mutter bestimmt; sie sei der «Herr im Hause» gewesen: eine robuste, aufbrausende und herrschsüchtige Frau, tüchtig im Haushalt, aber ohne jedes geistige Interesse und unfähig, Wärme und Zuneigung zu zeigen. Doch habe auch sie über eine künstlerische Begabung: Musikalität und eine schöne Stimme, verfügt.

Hätte man Vater und Mutter erlaubt, ihre Talente zu entwickeln, mutmaßte die lebenserfahrene Frauenrechtlerin 1912, das Familienleben im Hause Schleh «hätte sich wahrscheinlich ganz